

Die Frau des Rentanten.

Kriminal-Roman von A. D. Klaußmann.

(2. Fortsetzung.)

„Ein Mißtrauen, das Sie wahrlich nicht in sich aufkommen lassen sollten“, verriet sie mit eindringlichem Ernst. „Denn Sie thun damit Ihren Freunden ein ebenso bitteres Unrecht wie sich selbst. In dem, was Sie Ihr Gebrechen nennen, ist nichts Belästigendes. Und esichert Ihnen außerdem die Hochachtung aller, die seine Ursache kennen.“

„Weil ich im Krüppel geschossen worden bin, meinen Sie? Na, es ist doch ein verzeihliches Beschwerden, keine selbstverständliche Schuldigkeit zu thun. Und auf besondere Hochachtung kann es einem wohl kaum Anspruch geben. — Aber ich rede hier mit Ihnen von mir und von meinem lahmen Bein, als ob es auf der ganzen Welt nichts Interessanteres gäbe. Sagen Sie mir jetzt lieber, Fräulein Martha, wie es Ihrem Bruder geht. Bei meinem letzten Besuche hat mich sein Aussehen beunruhigt. Hat er sich denn immer noch nicht mal ordentlich untersuchen lassen?“

„Gerade als ich heute früh fortging, war Doktor Weiß gekommen, um es zu thun. Auch ich forge mich sehr um Gerhard. Aber Sie fürchten doch nicht, daß es etwas Ernstliches sein könnte?“

„Das verhöre der Himmel! Und wir brauchen uns auch wohl nicht zu ängstigen. Er kann ja kaum fünf- unddreißig Jahre alt sein, und er war doch bisher immer gesund. Jedenfalls hat er sich überarbeitet. Diese rücksichtslose Hingabe seiner ganzen Kraft an das, was er für seine Pflicht halten mußte, war ihm ja schon in den Kinderjahren eigen. Sie können das bei dem großen Altersunterschiede, der zwischen Ihnen und ihm besteht, nicht so wissen. Ich aber erinnere mich noch recht gut, wie sehr es mich manchmal verdrossen hat, wenn ich ihn durch seine Verschwendungskünste von seinen Schularbeiten fortbringen konnte.“

„Er, was für Geständnisse sind das, Herr Rechtsanwalt!“ sagte Martha, die sichtlich froh war, die Unterhaltung auf einen leichteren Ton zu bringen, scherzend. „Ich habe nach Gerhards Erzählungen immer geglaubt, Sie wären ein rechter Musterknecht gewesen.“

„O nein. Es fiel mir nur im ganzen ein bißchen leichter als ihm, der sich jeden Fortschritt in harter Arbeit abringen mußte und trotz seines rastlosen Fleißes nur mühsam mit uns anderen Schritt hielt. — Sie haben gar keine Erinnerung an diese Zeit behalten?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich war wohl kaum zehn oder elf Jahre alt, als Sie nach dem Abiturientenexamen fortgingen, um Offizier zu werden. Und ich vermüthe, Sie haben sich trotz Ihrer Freundschaft für Gerhard um seine unbedeutende kleine Schwester nicht eben viel bekümmert.“

„Das mag schon richtig sein“, gab er, nun ebenfalls heiterer werdend, zurück. „Ihre äußere Erscheinung schon damals aber ist mir doch recht gut im Gedächtnis geblieben. Und ich weiß noch, daß Sie mir mit Ihrem langen, offenen Haar und Ihrem hellen Lachen, das beständig das ganze Haus zu durchdringen schien, wie eine kleine Waldbefe vorliefen. Als ich dann drei Jahre später zurückkam, war freilich alles ganz anders geworden. Ihre Mutter war gestorben; fremde Menschen wohnten in dem Hause, in dem ich so viele fröhliche Stunden verlebt hatte, und Sie hatten die Stadt verlassen.“

„Ja — ich befand mich bei Verwandten, die meine Erziehung vollenden sollten. Aber, weil wir nun einmal von diesen alten Geschichten plaudern — wissen Sie auch, Herr Rechtsanwalt, daß ich damals gar keine gute Meinung von Ihnen hatte?“

„Wirklich? Und was hatte ich geglaubt, um mir Ihr Mißfallen zuzuziehen?“

„Mein Bruder hatte mir in seinen Briefen allerlei über Sie mitgeteilt, was mich veranlaßte, Sie für recht hochmüthig zu halten. Er war zu jener Zeit als Buchhalter bei dem Vater seiner jetzigen Frau, dem Großkaufmann Müller angestellt, und er schrieb mir, daß sein einstiger Schulkamerad, der Herr Leutnant Schröder ein sehr häufiger Gast im Müllerschen Hause sei.“

„Damit schrieb er allerdings die Wahrheit. Aber ich weiß nicht, wie Sie darin einen Beweis für meinen Hochmüth sein konnten.“

„Nicht darin natürlich. Was mich gegen Sie einnahm, waren gewisse bittere Bemerkungen Gerhards über den Unterschied zwischen Ihrem glänzenden gesellschaftlichen Position und seiner eigenen bescheidenen Stellung. Ich hatte dafür keine andere Erklärung als die, daß Sie ihn bei einer von ihm verübten Annäherung diesen Unterschied hätten fühlen lassen. Und ich verhehle gar nicht, daß ich Ihnen deshalb recht böse war.“

Inzwischen aber sind Sie hoffent-

lich zu der Erkenntniß gekommen, daß Sie mir damit bitteres Unrecht gethan haben“, erwiderte der Rechtsanwalt.

„Würde ich sonst davon sprechen? Auch wenn mir Gerhard die Ursache seiner damaligen Bitterkeit nicht später selbst eingehandelt hätte, wäre es mir wohl nicht schwer gefallen, sie zu errathen.“

„Und darf auch ich diese Ursache vielleicht erfahren, Fräulein Martha? Möglicherweise bedarf es ja doch noch irgend einer Erklärung, um mich in Ihren Augen völlig zu rechtfertigen.“

„O nein, Sie waren ganz unschuldig. Daron, daß Ihr ehemaliger Schulfreund scheinlich eifersüchtig auf Sie war, weil er eine stille Liebe für die Tochter seines Chefs im Herzen trug, hatten Sie ja sicherlich keine Ahnung. Hermine hat meinem Bruder später versichert, daß Sie gar nicht daran dachten, ihr den Hof zu machen, wie er in seiner glühenden Verehrung es wohl für ganz selbstverständlich gehalten hatte.“

Der Rechtsanwalt, der bis dahin den Blick kaum von dem Gesicht seiner Begleiterin verwandt hatte, vermied es jetzt plötzlich sehr geflissentlich, ihren lachenden Augen zu begegnen. „Er liebte Fräulein Müller also schon zu jener Zeit? Nein, davon hatte ich allerdings keine Ahnung.“

„Wie sollten Sie auch — da Gerhard sein Geheimniß natürlich sorgfältig hüten mußte, um nicht wegen einer so unerhörten Dreistigkeit sofort entlassen zu werden. Denn darauf, daß seine sehnlichstigen Wünsche jemals in Erfüllung gehen könnten, machte er sich ja nicht die geringste Hoffnung. Er war ein armer Kommissar mit den bescheidensten Zukunftsaussichten, und der Vater seiner Angebeteten galt für einen sehr reichen Mann. Auf eine so traurige Veränderung, wie sie nach dem Krüppel in den häuslichen Verhältnissen meiner Schwägerin eintrat, war in jenen Tagen wohl niemand gefaßt.“

„Nein — gewiß nicht! Und es müssen schwere Zeiten für die vermögende junge Dame gemeint sein, als sie sich nach dem freiwilligen Tode ihres unglücklichen Vaters plötzlich aus Glanz und Wohlleben in Armut und Entbehrung versetzt sah. Es war im Beginn des Jahres 1872, wenn ich nicht irre?“

„Ja. Und im November desselben Jahres wurde sie meines Bruders Frau.“

Der Rechtsanwalt nickte. „Ich erfuhr das alles erst viel später. Denn ich war ja damals in Berlin mit der Absolvierung meines juristischen Studiums beschäftigt, nachdem die Folgen meiner Verwundung mich aus der Offizierskarriere geworfen und genöthigt hatten, mich nach einem anderen Beruf umzusehen. Als ich vor einem halben Jahre in meine schlesische Heimat zurückkehrte, weil ich mich aus alter Anhänglichkeit bei der Wahl meines künftigen Wirkungskreises für Breslau entschieden hatte, beehrte es mich eine entzückende Heberausung, meinen alten Schulkameraden zufällig als den Rentanten derselben Gesellschaft wiederzufinden, die mich zu ihrem Syndikus bestellt hatte. Und noch viel weniger war ich darauf vorbereitet, in seiner jungen Gattin das ehemalige Fräulein Hermine Müller, die viel umworbene Königin so vieler alanzender Feste, zu begrüßen. Das Leben wirkt uns Menschen doch zuweilen auf eine recht wunderliche Weise durcheinander.“

„Ja. Und ich finde, daß es recht hübsch ist, wenn alte Freunde auf so unerwartete Art wieder zusammengeführt werden. Sie können sich nicht vorstellen, welche Freude Gerhard noch tagelang nachher über Ihr und Hermines Erscheinen bei der ersten Begegnung hatte. Und es ist wohl keine Ardikretion, wenn ich Ihnen verrathe, daß der Wochentag, an dem Sie bei uns speisen, immer eine Art von Festtag für ihn bedeutet.“

„Das ist mehr Liebenswürdigkeit, als ich verdiene“, sagte der Rechtsanwalt mit einem kleinen Anflug von Verlegenheit. „Ich besuchte schon, Ihrem Bruder durch die Häufigkeit meiner Besuche läßt sich fallen.“

„Am so besser also, wenn ich Gelegenheit hatte, diese Besorgnis zu zerstreuen. — Aber da sind wir wieder angelangt. Und Sie haben meinetwegen den großen Umweg gemacht. Herr Rechtsanwalt! Ober haben Sie in unserem Hause zu thun?“

„Heute nicht“, verneinte er, sichtlich ebenso überrascht wie sie, daß ihr Weg nur so kurz gewesen war. „Mein Konferenztag ist morgen. Und dann habe ich doch hoffentlich auch die Freude, Sie wiederzusehen.“

Sie standen schon vor dem Geschäftshause der Gluckaufgesellschaft, und bei den letzten Worten richtete Schröder der jungen Lehrerin seine Hand, in die sie unbedenklich die ihrige legte.

„Da Sie ja zu Tisch kommen werden — gewiß! Aber wollen Sie nicht auf einen Augenblick mit mir herein-

kommen? Sie würde sich gewiß sehr darüber freuen.“

Mit einer fast beständlichen Hast wehrte der Rechtsanwalt ab. „Ich habe leider keine Zeit dazu, und kann Sie nur bitten, meine ergebensten Empfehlungen zu übermitteln. Ihnen aber, Fräulein Martha, danke ich noch einmal, daß Sie's so geduldig an meiner Seite ausgehalten haben.“

„Fangen Sie nun doch wieder davon an, obwohl ich's Ihnen so ausdrücklich verboten habe. Wollen Sie mich denn geradezu zwingen, Ihnen Komplimente zu machen, indem ich Ihnen versichere, daß es mir Vergnügen bereitet, mich mit Ihnen zu unterhalten?“

Sie fragte es voll reizender Schallhaftigkeit, mit einem Lächeln, das an den unempfindlichsten Verächter weißlicher Anmuth hätte entzünden müssen. Und ein solcher Verächter war der ehemalige Leutnant doch wohl nicht. Wenigstens gingen seine Augen ein paar Sekunden lang mit sehr verächtlichem Leuchten an ihren Zügen, und er verlag es währenddessen ganz und gar, das schmale Händchen freizugeben, das er mit so festem Druck gefangen hielt.

„Ich wollte, daß es so wäre, Fräulein Martha; denn ich für meine Person weiß mir wahrlich nichts Besseres zu wünschen.“

Die Lebhaftigkeit dieser Versicherung brachte sie wieder um ihre Unbefangenheit. Sie erröthete und zog die Hand zurück. Auf Wiedersehen also, Herr Rechtsanwalt!

„Ja — auf morgen, Fräulein Martha!“

Sie schlüpfte ins Haus, und er blickte an seinem Stod langsam denselben Weg zurück, den sie gekommen waren.

Hinter einem der blumengeschmückten Fenster zur Linken der Hausthür aber fiel die Gardine wieder herab, während der letzten Minuten von einer wohlgepflegten Frauenhand ein wenig weiseitig geschoben worden war, um zwei aufmerksam stehenden braunen Augen den Ausblick auf die Straße zu gestatten.

Als Martha in das Wohnzimmer trat, sah sie sich ihrer Schwägerin gegenüber, und die Erwiderung, die ihr heiteren Grusse theilte wurde, war so kurz und kühl, daß es ihr nicht wenig auffallen mußte.

Aber sie gab dem unliebenswürdigen Empfang eine falsche Deutung. „Was ist Dir?“ fragte sie besorgt. „Du hast doch nicht etwa von Doktor Weiß Ungünstiges über Gerhards Gesundheitszustand erfahren?“

„O nein. Er ist etwas nervös und soll so bald als möglich in die Sommerfrische, das ist alles. Aber wenn ich auch Schlimmeres gehört hätte, auf dich würde es ja wahrscheinlich in diesem Augenblick keinen besonderen Eindruck machen.“

Sie war wirklich in überstürzter Laune, und sie gab sich nicht die geringste Mühe, es zu verbergen. Mit Bestimmtheit gewahrte Martha das zornige Funkeln in den Augen der Schwägerin und das leidenschaftliche Zucken ihrer Mundwinkel.

„Es würde keiner Eindruck auf mich machen — sagst Du? — Ja, wie soll ich denn das verstehen?“

„Nun, ich meine, wenn man so gleichsam im siedenden Sumpfe schwimmt, wie es Deinem Aussehen nach bei Dir der Fall ist, fragt man wohl nach den Klammern seiner Nebenmenschen ebensowenig als nach den Geboten der Sittlichkeit und guten Sitte.“

„Plekt Dir übrigens der Herr Rechtsanwalt auf Deinem Heimwege immer das Geleite zu geben?“

In raschem Wechsel kam und ging die Farbe auf Marthas Gesicht. „Ist es das, was Dich so unfreundlich gegen mich macht, Hermine?“ fragte sie mit einem leichten Beben der Stimme. „Ich glaube bisher wirklich nicht, daß es ein Verstoß gegen die Sittlichkeit und gute Sitte sei, am hellen Mittag mit einem befreundeten Herren über die Straße zu gehen.“

„Zumal wenn die Freundschaft eine so warme ist wie zwischen euch beiden, nicht wahr? Es muß in der That eine sehr angeregte Unterhaltung und ein sehr ruhrender Abschied gewesen sein, da eure Hände sich gar nicht wieder von einander zu lösen vermochten. Ich habe mich ja am Ende nicht darum zu kümmern; aber ich möchte Dir in Deinem Interesse empfehlen, an Deinen Ruf zu denken. Auf offener Straße wenigstens nimmt man sich doch etwas mehr zusammen.“

„Was Du da sprichst, ist sehr garstig“, sagte die junge Lehrerin, der die Thränen in den Augen standen. „Was ich mit dem Rechtsanwalt Schröder geredet habe, hätte jeder hören können. Und er verteuerte hier vor dem Hause nur noch, um mir einen Gruß für Dich und Gerhard aufzutragen.“

„Das war ja sehr liebenswürdig von ihm. — Aber still — ich höre Gerhard kommen. Und er soll nicht etwa glauben, wir hätten uns gezant.“

Sie ging ihrem Manne bis zur Thür entgegen und empfing ihn mit einer Unbefangenheit, die ihr scheinlich die volle Anerkennung des Hausarztes eingetragen hatte.

„Hast Du endlich einmal ein Biertrinken für mich übrig? Ich erwarte Dich mit Ungeduld; denn Doktor Weiß hat mich aufgetragen, Dir sehr ernstlich ins Gewissen zu reden.“

„Ach ja, der Doktor!“ meinte Winter, nachdem er seiner Schwester herzlich die Hand gedrückt. „Siehst Du, den hatte ich über meine Arbeit schon wieder ganz vergessen. Hat er mit

Dir über das Ergebnis der Untersuchung gesprochen?“

„Er sagt, Du seiest überarbeitet und brauchst dringend eine gründliche Erholung. Unter allen Umständen müßtest Du noch in diesem Monat Deinen Urlaub antreten.“

„Daran ist nicht zu denken. Die Abschlussarbeiten sind gerade diesmal sehr umfangreich, und dabei bin ich ganz unentbehrlich. In den ersten Augusttagen aber läßt sich's vielleicht machen. Denn ich fühle selbst, daß ich ein bißchen Ruhe ganz gut gebrauchen kann. Bei erster Gelegenheit will ich mit dem Generaldirektor darüber reden.“

Die Wohnungsglocke schlug an, und gleich darauf erschien das Dienstmädchen mit einem Telegramm.

„Eine Depesche für Frau Winter“, sagte sie, indem sie der jungen Frau das zusammengefaltete Papier überreichte. Mit einem Ausdruck lebhafter Verwunderung auf dem Gesicht löste Hermine den Verschluss.

„Ach, welche Ueberraschung!“ rief sie, ohne daß sich dem Klang ihrer Worte mit einiger Sicherheit hätte entnehmen lassen, ob diese Ueberraschung zu den erfreulichen oder den unliebsamen zu rechnen sei. „Es geschehen wahrhaftig auch heute noch Zeichen und Wunder.“

Sie gab ihrem Manne das Telegramm, und er las halblaut: „Nach Deutschland zurückgetehrt, treffe ich heute Abend sieben Uhr in Breslau ein. Hoffe auf fröhliches Wiedersehen und freundlichen Empfang. Dein Bruder Georg.“

Auch das Erscheinen des Rentanten war wirklich nicht gering; und bei ihm war es ohne allen Zweifel freudiger Natur.

„Das ist ja eine großartige Ueberrumpelung. Ein Todsgelächter, der plötzlich wiederkommt! Wenn er nicht vorfristig genug gewesen wäre, sich telegraphisch anmelden, hätte es eine Szene werden können, wie in einem Theaterstück. Wie lange ist es eigentlich her, daß Du nichts mehr von ihm gehört hast, Hermine?“

Frau Hermine Winter war ans Fenster getreten und blickte auf die Straße hinaus. Auch als sie auf die Frage ihres Mannes, wie lange es her sei, daß sie von ihrem Bruder nichts mehr gehört habe, antwortete, wandte sie das Gesicht nicht in das Zimmer zurück.

„Ich muß nachrechnen, um das festzustellen. Mein Bruder war zweiundzwanzig Jahre alt, als er nach Amerika ging, und ich war damals noch ein Kind. Er hatte sich im Unfrieden von seiner Familie getrennt, und mein Vater muß sehr böse auf ihn gewesen sein, denn in seiner Gegenwart durfte überhaupt nicht von ihm gesprochen werden. Alles, was ich später über Georg erfuhr, war, daß er nur im ersten Jahre seiner Abwesenheit noch ein paarmal geschrieben habe. Dann blieb er für uns verschollen. Und nicht einmal auf die Nachricht von meines Vaters Tode habe ich eine Antwort von ihm erhalten.“

„Wahrscheinlich ist sie gar nicht in seine Hände gelangt“, meinte Winter in dem gutmüthigen Bestreben, noch vor der Ankunft des Schwagers möglichst alles hinwegzuräumen, was sich bei dem Empfang des Heimkehrenden peinlich bemerkbar machen könnte. „Die amerikanischen Postverhältnisse sind nicht so musterhaft wie die unsrigen. — Jedenfalls freue ich mich riesig, ihn kennen zu lernen. Als ich in Deines Vaters Geschäft eintrat, war er ja schon seit mehreren Jahren fort. Und es war, wie Du sagst: der Chef wünscht nicht, daß mit ihm von seinem Sohne gesprochen werde. Aber die Kollegen, die noch mit ihm zusammen gearbeitet hatten, erzählten oft genug von ihm, wenn der gestrenge Herr Prinzipal außer Hörweite war. Ein bißchen stott scheint er ja gewesen zu sein; aber zugleich auch ein riesig liebenswürdiger Mensch, den alle gern gehabt hatten. Sie meinen, der Vater wäre doch wohl etwas zu streng gegen ihn gewesen.“

„So? Meinten sie das?“ fragte die junge Frau ziemlich kühl. „Dann wurde an den Kontorpullen wahrscheinlich auch über die Urlassen seines Fortgehens sehr viel geredelt.“

„An Vermuthungen hat es natürlich nicht gefehlt. Aber es heißt, daß nur der alte Suterland, unser Prototyp, etwas Gewisses hätte sagen können. Und den bärbeißigen Murrekopf wagte selbstverständlich niemand zu fragen. Schließlich — was wird es denn groß gewesen sein? Ein bißchen jugendlich trostige Aufsehnung gegen die väterliche Autorität — vielleicht auch einige leichtsinnige Schulden oder dergleichen! In den fünfzehn Jahren, die seitdem vergangen sind, und in der guten amerikanischen Schule dürfte sich der Herr Schwager die Hörner wohl hinlänglich abgelassen haben.“

„Wir wollen es hoffen. — Für welche Zeit hat er übrigens seine Ankunft angemeldet?“

Der Rentant sah in das Telegramm. „Hier steht: Heute Abend sieben Uhr. Das ist ohne Zweifel der Berliner Schnellzug, der zehn Minuten nach Sieben eintrifft. — Wie fatal, daß ich gerade heute so scheinlich viel Arbeit auf dem Halse habe!“

„Du brauchst Dich meines Bruders wegen darin durchaus nicht stören zu lassen. Es genügt vollkommen, wenn ich zum Bahnhof fahre, ihn zu empfangen. Er muß doch ohnehin im



Gast: „Wirthin, das Bier ist matt; haben Sie kein frisches?“
Wirthin: „Seien Sie froh, daß Sie noch von dem jetzigen Faß erwischt haben. Nachher, wenn die Stadtleute da sind, wird erst das schlechte Bier aufgelegt.“

Hotel absteigen; denn seitdem Martha bei uns ist, haben wir für Fremdenbesuche kein Zimmer mehr zur Verfügung.“

„Im Hotel? Nein, liebes Kind, das dürfen wir unter keinen Umständen zugeben. Einen Bruder, der nach fünfzehnjähriger Abwesenheit in die Heimath zurückkehrt, läßt man nicht in den Gasthof gehen, wenn man einen eigenen Haushalt führt. Haben wir hier unten keinen Platz für ihn, so wird mir der Generaldirektor auf meine Bitte schon eines der Fremdenzimmer überlassen, die oben im ersten Stock für die Gewereten bereit stehen. Um diese Jahreszeit pflegt nur selten einer der Herren nach Breslau zu kommen. Aber selbst für diesen Fall wäre noch immer ausreichend gesorgt; denn es stehen ja vier vollständig eingerichtete Logierräume zur Verfügung.“

Frau Hermine erhob keinen Einspruch; aber es hatte gar nicht den Anschein, als ob sie von dem Eifer ihres Mannes und von dem Ausweg, den er da für die Unterbringung des erwarteten Schwagers gefunden, sonderlich entzückt sei. Ihr schönes Gesicht zeigte seinen gleichmüthigen Ausdruck und wie um alle weiteren Erörterungen des bevorstehenden Ereignisses abzuschnitten, sagte sie nach einem Blick auf die Uhr: „Bleibst Du heute am besten, Gerhard, wenn Du mit dem Generaldirektor gleich geht wegen Deines Urlaubs Rückfrage nimmst. Ich möchte, daß diese Angelegenheit entschieden ist, ehe mein Bruder ankommt. Unterdessen werde ich das Mittagessen anrichten lassen.“

Gehorham, wenn auch etwas zögernd, da ihm die Sache durchaus nicht so eilig schien, fügte der Rentant sich ihrem Willen. Die junge Frau ging in die Küche, ohne daß zwischen ihr und Martha vorher noch ein Wort gewechselt worden wäre.

3. Kapitel.
Der Generaldirektor Hoffmann, ein Hagestolz von ungefähre sechzig Jahren, dessen Bureau sich im ersten Stockwerk des Geschäftshauses befand, war wegen seiner derben Umgangsformen, die bei gegebenem Anlaß zur unwürdigsten Grobheit werden konnten, von den Beamten der Gesellschaft nicht wenig gefürchtet. Zwar wußten alle, daß er im Grunde durchaus gutmüthig war und daß sein Zorn in der Regel ebenso schnell verräuchte, als er ausgefammt war; aber es gehörte doch keineswegs zu den Annehmlichkeiten, von ihm abgezant zu werden. Und darum betrat kaum jemals einer der Angestellten ohne bängliches Herzklopfen die Höhle des Löwen.

Gerhard Winter war vielleicht der einzige, über dessen Haupt sich noch niemals eines der so sehr gefürchteten Ungeheuer entladen hatte. Seine peinliche Gewissenhaftigkeit und sein unermüdetlicher Pflichteifer hatten ihm die vollste Achtung des gestrengen Vorgesetzten gewonnen. Und er wußte deshalb recht gut, daß er keine abschlägige Antwort auf seine Bitten zu befürchten hatte.

Trotzdem fühlte auch er sich etwas bekommen, als er jetzt dem riesenhaft gebauten Generaldirektor in seinem Arbeitszimmer gegenüberstand und die scharfen Augen des alten Herrn mit dem inquisitorischen Blick, der ihnen auch bei der barmlösesten Unterhaltung eigenthümlich war, auf sich gerichtet sah.

Beschneiden und vielfach stöckend brachte er zunächst sein Anliegen wegen des Urlaubs vor, indem er sich dabei gewissermaßen als das Opfer einer von seiner Frau und dem Hausarzte angelegten Verschönerung hinstellte.

Aber der Direktor, der kein Freund von vielem unnützen Gerede war, ließ ihn gar nicht erst zu Ende kommen. „Ohne weiteres bewilligt. Wenn Sie krank sind, müssen Sie selbstverständlich darauf bedacht sein, so schnell wie möglich wieder gesund zu werden. Denn trante Leute kön-

nen wir nicht brauchen. Wann wollen Sie denn fort?“

„Ich dachte, daß es vielleicht in den ersten Tagen des August sein könnte. Den Monatsabschluss, der ja diesmal besonders wichtig ist, würde ich natürlich vorher noch fertig stellen.“

„Na, das wäre mir allerdings lieb. Und wie denken Sie über Ihre Vereinerung? Wird man sich dem zigeunerischen Reel, dem Bartel, ganz ohne Besorgniß anvertrauen können?“

„Unbedenklich, Herr Direktor! Für den Mann stehe ich ein. Er ist pünktlich, fleißig und in allen Stücken ganz zuverlässig.“

„Na — na! Verbürgen Sie nur nicht zu viel! Wenn Sie meine Erfahrungen hätten, würden Sie darin vielleicht etwas vorsichtiger sein. Aber wenn Sie in diesem Fall recht haben, ist es ja um so besser. Und schließlich bin ich auch noch da, um während Ihrer Abwesenheit die Augen offen zu halten. Sonst noch was, Herr Rentant?“

Ermutigt durch das Entgegenkommen des alten Herrn, brachte Winter auch seinen zweiten Wunsch zu Tage. Während der etwas umständlichen Erzählung blätterte der Generaldirektor in einem Aktenbündel. Aber er hörte nichts Besseres aufmerksamer zu.

„Ein Schwager aus Amerika also? Hoffentlich einer, der ein paar Millionen Dollars hinter sich gebracht hat. Was hat er denn da drüben getrieben?“

„Darüber kann ich leider keine Auskunft geben. Meine Frau hat seit fünfzehn Jahren heute zum ersten Male wieder von ihm gehört.“

„So — so! — Sagen Sie mal, Winter, ist Ihre Frau nicht eine geborene Müller — von der Firma Paul Gotthilf Müller seligen Angedenkens?“

„Paul Gotthilf Müller war ihr Vater, Herr Direktor!“

„Dann habe ich auch vielleicht schon von Ihrem Schwager gehört. Er muß allerdings noch ein ziemlich grüner Junge gewesen sein damals. Denn es ist lange her, und ich erinnere mich nicht mehr genau. Aber etwas besonders Vortheilhaftes war es nicht, so viel kann ich Ihnen jedenfalls verrathen.“

Der Rentant wurde so roth, als ob man ihm selbst etwas Schimpfliches nachgesagt hätte. „Argend eine Jugendthorheit vermuthlich, Herr Direktor! Nach so langer Zeit darf man ihm daraus doch wohl keinen Vorwurf mehr machen.“

„Fällt mir auch gar nicht ein. Will im Gegentheil hoffen, daß ein tüchtiger Mensch aus ihm geworden ist, mit dem es demalst ein besseres Ende nimmt als mit Ihrem Schwagerdatter.“

„Eines von dem Gewerkezimmer wollen Sie also für ihn haben?“ — „Na, es soll eigentlich nicht sein, denn wenn uns jetzt zufällig ein paar von den Herren ins Haus fielen, weil sie sich ein bißchen in Breslau amüsieren wollen, würde mir ein verehrlicher Aufsichtsrath wahrscheinlich einen gehörigen Wischer zu theil werden lassen. Aber weil es ihr Schwager ist, will ich in Gottes Namen ja sagen — lediglich Ihrer Frau zuliebe. Einem so netten jungen Weibchen schlägt ein alter Junggeheule eben nicht leicht etwas ab.“

Winter wollte sich bedanken, aber der Generaldirektor wehrte kurz ab. „Schon gut! Ist ja nicht der Rede werth. Und ich hege natürlich voraus, daß der Herr Schwager aus Amerika unserm erhabenen Hause keinen leichtfertigen Streich macht. Würde ihm sonst gehörig auf's Dach steigen müssen. Sind wir nun fertig?“

„Jawohl, Herr Direktor! Und ich will nicht länger stören.“

„Worten Sie noch einen Augenblick. Mir ist, als ob ich da irgend was für Sie gehabt hätte. Ich kann nur nicht gleich darauf kommen, was es war.“

Er trat an den langen, mit Papieren aller Art bedeckten Tisch und begann unter den letzten Eingängen zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)